

# PFLEGEKINDZUFRIEDENHEIT

*Doing family in Pflegefamilien / Treffpunkt Pflegeplatz /  
Gewaltfreie Kommunikation / Büchertisch ...*

# ELTERN HEFT 1/2019



# ELTERN HEFT 1 / 2019

<i>Vorwort</i>	Seite 3
<i>Elisabeth Helming: Doing family</i>	Seite 4
<i>Treffpunkt Pflegeplatz 1: Chiara soll die Welt entdecken</i>	Seite 10
<i>Treffpunkt Pflegeplatz 2: Ich finde, dass ich jetzt viel stärker bin</i>	Seite 13
<i>Kommunikation auf Augenhöhe</i>	Seite 17
<i>Büchertisch</i>	Seite 20
<i>Neue MitarbeiterInnen</i>	Seite 22
<i>News</i>	Seite 23
<i>Termine</i>	Seite 24

## IMPRESSUM

Medieninhaber (Verleger) und Herausgeber:  
Kinder- und Jugendförderung  
Pflegeelternverein Steiermark  
Hilmteichstraße 110, 8010 Graz, Telefon: (0316) 822 433, [www.pflegefamilie.at](http://www.pflegefamilie.at)

In Anlehnung an den Vereinszweck besteht die grundlegende Ausrichtung des Elternheftes in der Information und Fortbildung von Pflegeeltern in psychologischen, pädagogischen und rechtlichen Belangen, sowie in der Vorstellung der Schulungs- und Beratungsangebote des Pflegeelternvereins Steiermark. Dadurch soll der Wissenstand und das Verständnis für soziale Elternschaft, für das Pflegekind, seine Familie und für die Situation der Pflegeeltern gefördert werden.

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Friedrich Ebensperger  
Redaktion: Mag. Jutta Eigner  
Grafik und Layout: Anita Schöberl  
Bilder: a:pfl, iStock  
Hersteller: Druckerei Petric



Liebe Pflegeeltern,  
liebe LeserInnen,

im vergangenen Herbst konnten wir zu einer Tagung mit dem etwas „sperri- gen“ Titel „Pflegekindzufriedenheit“ einladen. Wie sind wir zu diesem Thema gekommen? Nun, die Anregung kam von der langjährigen Leiterin der Forschungsabteilung der Pflegekinder- aktion Schweiz, Yvonne Gassmann. Sie fand heraus, dass – wenn man es auf den Punkt bringen soll – die Zufrie- denheit mit dem Status als Pflegekind (und mit der etwas komplizierteren Situation in einer Pflegefamilie aufzu- wachsen), einen entscheidenden Ein- fluss auf die Entwicklung von Kindern hat. Außerdem hängt die Zufrieden- heit der Pflegekinder unmittelbar mit der ihrer Pflegeeltern zusammen. Die Forschungsergebnisse von Yvonne Gassmann werden wir – gemeinsam mit den Ausführungen von Daniela Reimer zur „Normalität in Pflegefamilien - im nächsten Elternheft veröffentlichen. Das vorliegende Elternheft ist einem weiteren Aspekt von Pflegekindzu- friedenheit gewidmet, der im dritten Tagungsbeitrag beleuchtet wurde. Elisabeth Helming aus München führte unter dem Titel „Doing family in Pfl-

gefamilien“ aus, dass Familien auch die Aufgabe haben, Normalität durch alltägliche „Fürsorgeleistungen“ herzu- stellen. Sie betonte, wie wichtig es ist, dass Pflegefamilien bei ihrer anspruchsvollen Aufgabe Unterstützung bekom- men. Denn Hilflosigkeit und Stress der Pflegeeltern als Reaktion auf ein unver- ständliches und schwieriges Verhalten der Kinder, führt letztlich zu noch mehr Stress für alle Beteiligten. Gegenseitige Eskalation aggressiven Verhaltens stellt die Herstellung von Normalität und damit wohl auch die Zufriedenheit - sowohl von Kindern als auch Eltern - auf eine harte Probe. Ergänzend zum Thema finden Sie im „Treffpunkt Pflegeplatz“ zwei Gesprä- che mit Pflegeeltern, die eindrücklich und anschaulich zeigen, wie die Herstel- lung von Normalität und Zufriedenheit gelingen kann. Zur Abrundung finden Sie in diesem Elternheft außerdem Überlegungen zum Thema „Gewaltfreie Kommunikation“ von unserer Mitarbei- terin Sigrid Pichler.

Ihr



# DOING FAMILY IN PFLEGEFAMILIEN

Ein Vortrag von Elisabeth Helming

## Was bedeutet ‚Doing Family‘? Was ist das Besondere am Aufwachsen in einer (Pflege-)Familie? Was macht Pflegefamilien erfolgreich?

Ich möchte Ihnen in meinem Vortrag einige Gedanken zum „Doing Family“ in Pflegefamilien vorstellen.

Für „Doing Family“ gibt es keinen deutschen Begriff. Es bedeutet, dass Familie weniger in Strukturen gesehen werden, z.B. als Mutter-Vater-Kind-Familie, als Familie Alleinerziehender, Stieffamilie, Regenbogenfamilie, Adoptivfamilie oder Pflegefamilie. Im „Doing family“ geht es stattdessen um eine bestimmte Gestaltungsleistung. Familie muss in diesem Sinn auf der Basis von alltäglichen Fürsorgeleistungen und in Interaktionen „hergestellt“ werden. Für das Funktionieren von Familien als Familie ist insbesondere der Aspekt der Konstruktion von Gemeinsamkeit bedeutsam. Gerade alternative Familienformen, die nicht der sozio-biologischen Norm entsprechen, bedürfen in besonderer Weise dieser expliziten Gestaltung von Gemeinsamkeit.

Legt man den Akzent auf das „Herstellen“ der Familienbeziehungen durch alltägliche Fürsorgeleistungen, Interaktion und Kommunikation im Alltag, erübrigt sich die Frage, was Pflegefamilien „sind“. Vielmehr geht es darum, was sie „tun“. Diese Perspektive auf Pflegefamilien hat Konsequenzen für die Richtung einer Unterstützung durch Beratungsdienste: Gelingende Alltagspraxis als Basis der Beziehungen wird zum wesentlichen Ziel.

### Was ist das Besondere am Aufwachsen in einer (Pflege-)Familie im

### Vergleich zum Leben in einer Institution?

„Doing family“ beinhaltet viele Dimensionen, darunter auch die Zugewandtheit, die Eltern ihren Kindern entgegenbringen. Gerade eine ständige „leichte“ Zugewandtheit von Pflegeeltern kann es den dort lebenden Kindern erleichtern, allmählich ihre aus der Belastung entstandenen, für die Umwelt teils sehr schwierigen Verhaltensweisen abzulegen und einen anderen Entwicklungsweg zu beginnen.

Alltäglichkeit darf hierbei nicht mit sozial durchschnittlicher, erzieherischer Routine verwechselt werden. Der Umgang mit den oft sehr wütenden oder teils bizarr erscheinenden emotionalen Reaktionen der Pflegekinder im alltäglichen Ablauf – und den eigenen emotionalen Reaktionen darauf – ist ein äußerst wichtiger Aspekt der Integration der Kinder. Erforderlich ist ein hohes Maß an Situationsbezogenheit, Flexibilität, Geduld und Humor.

Frau R. schildert den sanften Sog alltäglicher Interaktionen folgendermaßen: Sie erzählt, dass die eigenen Kinder z. B. im Alltag ignorieren sollen, wenn sie ein Pflegekind zu Beginn des Pflegeverhältnisses beschimpft: „Und wenn die grundlos beschimpft werden, weil das Kind kennt das von zu Hause nicht anders, außer mit Kraftausdrücken um sich zu werfen. Dann müssen (...) die eigenen auch so eine Einsicht haben, die

kann nicht dafür. Warten wir mal zwei Wochen, wir ändern einfach das Vokabular, das wird schon“ (I R, 788-791). Gerade die Beiläufigkeit der Reaktion verhindert eine Beschämung der Kinder, die sich so nicht als „Objekte“ der Erziehung behandelt fühlen müssen. Es können Lernprozesse entstehen, die quasi „nebenbei“, nicht bevormundend, nicht von oben herab belehrend erfolgen, sondern die Selbstwirksamkeit der Kinder stärken. Über die Beiläufigkeit des gemeinsamen Alltags in der Pflegefamilie erfahren Kinder Normalität und Kontinuität, wenn die Unterbringung glückt. Kinder wollen nicht „zielgerichtet“ pädagogisch „behandelt“ werden, sondern zunächst akzeptiert werden, *wie sie sind*.

Dies ist selbstverständlich nicht absolut möglich: Eine gelingende Integration in die Gesellschaft erfordert auch, dass bestimmte gesellschaftliche Ansprüche an Leistungen und Verhalten erfüllt werden. Ein Unterschied liegt jedoch darin, ob Erziehungsziele bzw. die Sorgen um die Kinder vom Wohl der Kinder aus definiert werden, damit sie in der Lage sind, ein gutes und für sich selbst und andere wenig destruktives Leben zu führen, oder ob solche Ziele von der Anpassung an gesellschaftliche Normen und einer sozialen „Unauffälligkeit“ der Kinder her definiert werden.

In den meisten Interviews mit Pflegeeltern fanden sich das Wohl der Kinder und ihre Selbstwirksamkeit im weitesten Sinn als vorrangige Erziehungsziele,



was heutigen Erziehungsvorstellungen und -notwendigkeiten entspricht. Herr K. erzählt – nach positiven Erlebnissen mit den Kindern gefragt –: „Und solche Tage, wenn er dann das erste Mal auf dem Fahrrad wirklich seine Runden alleine geschafft hat, ohne umzufallen und so stolz und so glücklich war, dass er das auf dem neuen Fahrrad geschafft hat“ (I S, S. 11).

Familie T. dagegen formuliert im Interview eher ein Verhältnis zu den Kindern, das deren soziale Anpassung betont: Die Kinder werden als höflich beschrieben, man konnte sie „prägen in Normen und Regeln“. Dennoch klagen die Pflegeeltern über sie: Der Sohn kann nicht mit Geld umgehen, er gibt sein Geld für Naschereien aus, die Haushaltsführung lässt zu wünschen übrig. Auf positive Erlebnisse mit den Kindern hin angesprochen, sagt Frau T.: „Also die Pfliegerochter ist, was das Häusliche angeht, sehr selbstständig, da können wir stolz drauf sein. Also wenn sie den Tisch deckt, dann ist das eins A. Blaues Geschirr, auch die blauen Servietten auf den Tisch, dann wird auch eine ordentliche Tischdecke drunter gelegt. (...) Die kann auch kochen, nicht nur die asiatische Fleischpfanne (wie der Pflegesohn), ein bisschen mehr, ja sie ist doch sehr selbstständig, also Wäsche waschen (...) Also

sie hat eine Menge gute Seiten. Trotzdem gibt es auch Dinge, mit denen wir nicht zufrieden sind“ (I P, 289; 489–495; 499–500). Bei dieser Familie stand die Anpassung der Kinder an gesellschaftliche Normen im Vordergrund.

Das Besondere am Leben in einer Familie ist – im Gegensatz zu Institutionen –, dass es hier um das Besondere jedes Kindes in seiner Einzigartigkeit geht. In der Welt, d.h. in der Öffentlichkeit, werden Kinder (wie Erwachsene) gemessen an Standards und an Normen, was sowohl im Kindergarten, aber vor allem in der Schule dann im Vergleich mit den anderen Kindern deutlich wird. Das Licht der Öffentlichkeit zerstört die Geborgenheit, da es hier nicht mehr um Ausschließlichkeit und das lebendige Gedeihen eines Wachsenden in seiner Eigenart geht. Gelungene Beispiele für dieses besondere Beschützen der Kinder durch die Pflegeeltern fanden sich vielfach in den Aussagen in den Interviews; insbesondere wenn die Pflegeeltern die Kinder gegen Zuschreibungen von Institutionen wie Schule oder auch Jugendamt verteidigen.

Herr M. z. B. ergreift Partei für seinen Pflegesohn gegenüber dem Jugendamt, das diesen als „schwierig“ bezeichnet: „Nein, er ist eben nicht schwierig, er hat halt so seine bestimmten Vorstellungen gehabt, vor allem mit dem Weggehen.

(...) Na ich wundere mich eigentlich selber, weil – das Jugendamt kennt ihn ja ewig lang. Die haben ja schon jahrelang mit ihm Probleme gehabt. Und der Sachbearbeiter da vom Jugendamt sagt auch immer, also er wundert sich, dass wir das so in den Griff kriegen, und er sagt: ‚Also ihr habt schon gute Arbeit geleistet.‘

Obwohl wir das überhaupt nicht als Arbeit ansehen ... Ist halt so! Wir machen da nicht irgendwelche Sachen extra oder - ...“ (I J, 171-172; 841-846). Und der Pflegesohn wird als sehr gutmütig beschrieben und wird vom Pflegevater auch in einem Konflikt gegenüber der Schule in Schutz genommen: „Dann bin ich am nächsten Tag runter in die Schule, bin zum Lehrer in die Klasse, hab gesagt: ‚Also das stimmt nicht, der Sven lügt nicht, und es gibt in der Klasse da mindestens zwei, drei Leute, die das genau wissen und die das bezeugen können.‘“ (ebd., 810-813).

Frau G. sagt über ihren Pflegesohn: „Ja, er ist introvertiert. Und wir kriegen jetzt auch als Rückmeldung von seinen Praktikumsstellen: ‚Ja, das ist ja eine Schlaftablette, und der sagt nicht Guten Morgen‘. Dabei sagt er das, er nuschelt das halt irgendwie! Aber – ja, ich meine, es kann ja nicht jeder eine Plaudertasche sein ...“ (I I, 399-405). Und die Schulprobleme

ihres Sohnes deutet sie folgendermaßen: „Und seine Intelligenz, die hat sich erst so langsam entblättert. Aber er hat die nie in Schulleistungen umsetzen können. Wo er sehr Probleme hat, ist mit Lehrern. (...)!“ (ebd., 283-289).

Das Konzept des Doing Family erhält in diesem Sinn seine große Relevanz darin, das „Wie“ vertrauensvoller Eltern-Kind-Beziehungen zu verstehen, also die praktische, empirische Basis für die Entstehung von Geborgenheit und von Gefühlen familiärer Zugehörigkeit, lauter Konzepte, die tendenziell in eher programmatischer Weise genannt werden, ohne dass gesagt wird, was sie voraussetzen und umfassen.

## Komplexe Voraussetzungen des „Doing Family“

Die Gestaltungsleistungen – das „Doing Family“ – haben insbesondere in Pflegefamilien komplexe Voraussetzungen. Allein die innerfamilialen Beziehungen sind äußerst komplex und dadurch geprägt, dass jedes „Ich“ in der Familie mit seiner jeweiligen Herkunft und Lebensgeschichte, mit dem eigenen Geschlecht als sozialem Konstrukt, seiner Leiblichkeit und den Sinnen, mit individuellen Mythen und Leitmotiven seines Lebens und seiner Lebenserfahrung dazu beiträgt, ein „Wir“ herzustellen.

Gelingt dies, entsteht aus einer Integration der individuellen Geschichten eine Familien-Geschichte, die durch viele Faktoren moduliert wird, die wiederum die individuellen Geschichten und Entwicklungen beeinflussen, wie u.a.

- Sinnstrukturen (Gibt sich die Familie bspw. einen eher religiösen Sinn in der weitesten Definition oder einen eher säkularen Sinn?)
- „Melodien“, die dem alltäglichen Handeln eine gemeinsame Richtung verleihen und als besonders wichtig erachtet werden (Selbstständigkeit oder Familialität? Anpassung an gesellschaftliche Normen oder

Selbstverwirklichung? Traditionalität oder Modernität?...)

- Es entstehen typische Familienthemen (wie z. B. wiederkehrende Benachteiligungen oder nicht klappende Balancen).

## In welchen Situationen zeigt sich das „Doing Family“? Befriedigende Gestaltung alltäglicher Abläufe

„Heute früh hab ich gefrühstückt mit meinen fünf Pflegekindern. Ich mache mir dann eine Kerze an, ... und dann sitzen wir alle gemütlich um den Frühstückstisch. ... Und dann lesen wir die Zeitung zusammen und besprechen so die Probleme, was in der Welt passiert ist, oder an den Schulen bei uns ... Das sind so die Dinge, die mich total glücklich machen. .... Weil die Kinder sind so. Macht einfach Spaß. ... Nicht die großen furchtbaren Ereignisse, oder so ganz spezielle Ereignisse, die mir jetzt so auf Antrieb einfallen, sondern mehr so diese kleinen Dinge des Alltags, wo die Kinder einen einfach richtig froh machen“ so Frau Maier, eine Pflegemutter im Interview.

Sie beschreibt implizit das Besondere an einer Unterbringung von Kindern in einer Familie und das, was Pflegeeltern besonders erfolgreich macht, wie die Forschung herausgefunden hat: das Commitment gegenüber den Pflegekindern. Dieses schwer zu übersetzende englische Wort meint „nachhaltige Zuwendung“, „sich verbunden fühlen“ und kommt in der Beiläufigkeit der Rituale des Alltags zum Ausdruck. Eine befriedigende Gestaltung der alltäglichen Abläufe kann ein Gefühl von Zugehörigkeit schaffen, wie z.B. Rituale beim Schlafengehen, wie Pflegevater Herr Danner formuliert: „Also was ich schön finde, wenn ich die Kinder ins Bett bringe. Also wenn ich sehe, wenn die Kinder ihre Schlafanzüge anhaben,

dann sind die sowieso immer so verletztlich, sind eher wie so große Babys und das finde ich sehr schön“.

## Zeit und körperliche Anwesenheit

Zum „Doing Family“ gehört Zeit, die gemeinsame Anwesenheit im Wohnraum und die gleichzeitige körperliche Präsenz. Die Ergebnisse der amerikanischen Forscherin Elaine Marchena (2004) zeigen, dass Kinder dies sehr ähnlich sehen. Das 14 Jahre alte Pflegekind Christin erzählt bspw., dass ihr die Pflegefamilie sehr viel bedeutet. Ihre Integration scheint aber nicht wirklich geglückt (sowohl ihre Pflegemutter betont die mangelnde Nähe als auch umgekehrt Christin ihre Einsamkeit, sie fühlt sich in der Pflegefamilie letztlich isoliert). Sie geht in eine Realschule mit Schwerpunkt Sport, hat jeden Nachmittag und am Wochenende Wettkampf-Spiele. Für die Pflegemutter sind diese Unternehmungen ihres Pflegekindes wichtig, um Entlastung von der Bedürftigkeit der Pflegetochter zu haben, wie sie im Interview formuliert. Christin aber möchte mehr teilhaben am Alltagsleben der Familie: Sie wünscht sich, „dass ich mehr Zeit für mich und auch Familie und so hab, weil ich wirklich kaum irgendwie mal jemanden sehe. (...) Ja, weil ich halt die Einzige bin, die eigentlich den ganzen Tag weg ist.“

## „Sich-Riechen-Können“: Überwindung der Fremdheit im körperlichen Annähern

Ein fundamentaler Aspekt des „Doing Family“ in Pflegefamilien ist zudem die Überwindung der Fremdheit im körperlichen Annähern. Da die Selbstverständlichkeit der biologisch-körperlichen Verwandtschaft nicht gegeben ist, muss das „Sich-Riechen-Können“ bewusst hergestellt werden oder entstehen.

Herr Gruber bringt folgendermaßen auf den Punkt, was Pflegeeltern können müssen: *„Ich vergleich das manchmal so: Sie müssen von einem Teller essen können. Dann kann man so was [als Pflegefamilie leben] machen. Oder aus einem Glas trinken können von jemand anderem. (...) Also wenn eine Pflege auf Dauer angelegt ist, dann muss man sich das vorher überlegen, kann ich von dem sein Teller essen, kann ich von dem sein Glas trinken.“ Und seine Frau ergänzt: „Kann ich’s ertragen, dass er bei mir im Bett schläft.“*

Probleme des Näherkommens werden von Familie S. z.B. auf den Körpergeruch bezogen, der sich selbst durch „Waschen“, das hier fast symbolisch für den Versuch der Integration steht, nicht verändert hat. Da das Pflegekind sich nach wie vor freut über Besuche der Herkunftseltern, was die Pflegeeltern überhaupt nicht verstehen können, wie sie erzählen, bleibt eine Fremdheit offensichtlich auch körperlich: *„Wie wir sie gekriegt haben, die hat so gestunken. So penetrant! Aus der Haut, aus den Poren, aus den Haaren – wir haben die gebadet, wir haben die geduscht, du hast den Geruch nie rausgekriegt. Die (...) hat auch einen ganz anderen Geruch wie der Daniel (weiteres Pflegekind) hat! Kinder, wenn sie klein sind, die haben ja so einen guten, so einen sauberen Geruch. Das hat die Sandra noch nie gehabt. Die Sandra hat einen ganz komischen Geruch“ (I H, 808–814).*

Pflegeeltern fürchten allerdings auch – gerade in Bezug auf körperliche Nähe – eventuell in einen Missbrauchsverdacht zu geraten. Heikle Balancen sind insbesondere in der Beziehung zu Kindern erforderlich, die sich aufgrund einer eigenen Vorerfahrung tendenziell übergriffig verhalten. Pflegeeltern wollen den Kindern Nähe bieten, aber bewegen sich an diesem Punkt in einem Ambivalenzfeld, in dem es nicht leicht ist, neue Erfahrungen mit körperlicher Nähe in konstruktiver und unterstützender Weise anzuregen. Farmer u.a. (2005) berichten in ihrer Follow-up-Stu-

die, einer Befragung von 86 Jugendlichen zwischen 11 und 17 Jahren, ihren Pflegeeltern und ihren Sozialarbeitern/ Sozialarbeiterinnen ein Jahr nach der Aufnahme in die Pflegefamilie, dass 2/3 der Pflegeeltern Regeln anwandten, um sexualisiertes Verhalten zu verhindern: nicht in Unterwäsche herumlaufen, an Türen anklopfen usw. Dies hatte bei etlichen Pflegefamilien einen negativen Effekt auf sie selbst: Sie fühlten sich unfrei im eigenen Haus und sie sahen negative Aspekte in Bezug auf die eigenen, jüngeren Kinder.

Wenn die Annäherung gelingt, geschieht dies jedoch oft durch ein Vertrautwerden mit dem Körper, das von beiden Seiten ausgeht, den Pflegekindern und den Pflegeeltern. Wenn irgendwann der Zeitpunkt gekommen ist, und ein Pflegekind, das sich anfangs nicht hat berühren lassen von der Pflegemutter, *„von sich aus kommt und einen umarmt und sagt: ‚Mama, ich hab dich lieb‘. Also das sind so Höhepunkte im Grunde genommen, wo man ja, wo man die ganzen Schwierigkeiten vergisst“ – so Frau L (I X, 332–336).*

### **Umgang mit Ambivalenz: „Mein und doch nicht mein“**

(vgl. Helming 2011, Handbuch S. 226ff). Gerade Pflegeeltern, die sich sehr bemühen, die Herkunft der Kinder nicht zu tabuisieren, sind hier im Konflikt, so Herr R.: *„Letztes Mal am (Pflegeeltern-) Stammtisch (...) habe ich gesagt, ‚Ich kann nicht, weil meine Kinder‘ – und dann die anderen: ‚Das sind ja gar nicht deine Kinder‘. Da habe ich gesagt: ‚So lange die bei uns sind, sind das meine Kinder‘“ (I S, S. 5).* Die Frage ist, ob es nicht für die Kinder letztlich doch besser ist, wenn sie von den Pflegeeltern als die „ihren“ in diesem begrenzten Sinn gesehen werden, ihre Zugehörigkeit nicht in Frage gestellt wird und dennoch ihre Herkunft nicht abgewertet wird.

## **Konsequenzen für die Qualifizierung und Unterstützung von Familien**

Legt man den Fokus auf die Herstellungsleistungen von Pflegefamilien als Familie für die Kinder, hat das durchaus Konsequenzen für die Richtung der Qualifizierung von Pflegeeltern, die in Deutschland häufig noch sehr an kognitivem Wissen orientiert ist, an fachlichem Wissen über Probleme der Kinder. Das zeigt sich in der Diskussion um die Professionalisierung, Verfachlichung der Aufgaben von Pflegeeltern, statt dass Modelle einer Unterstützung im Sinne einer gelingenden Alltagspraxis entwickelt werden.

In Deutschland gibt es in den meisten Kommunen zudem bisher hauptsächlich Vorbereitungskurse, also Qualifizierung, bevor ein Kind in die Familie kommt. Das ist ein Trockenkurs, dessen Bedeutung ich auf keinen Fall schmälern möchte. Aber es wird erwartet, dass die Pflegefamilien dann selber mit dem Kind klarkommen, und man bietet danach zumeist nur Unterstützung in Krisensituationen. Stellen Sie sich einen Ehekurs vor, bevor man überhaupt den Partner/die Partnerin kennengelernt hat und die gegenseitigen Idiosynkrasien aufeinanderprallen. Auch wenn man natürlich grundsätzliche Kommunikationsmethoden lernen und auf rechtliche und sonstige Anforderungen vorbereitet sein kann, werden solche Kurse nicht unbedingt die Scheidungsraten vermindern – so meine Vermutung.

In die Beratung und Begleitung von Pflegefamilien kann zudem individuell einbezogen werden, welcher Aspekt der Gestaltung, des „Doing“ jeweils prioritär gelebt wird und die Familie kann darin unterstützt werden. Ausgangspunkt sind dann nicht nur die normativ-pädagogischen Ansprüche der Professionellen (und Pflegeeltern), sondern die immer wieder neu zu ermittelnde reale Situation der jeweiligen

Familien und ihre konkreten Bedürfnisse nach Unterstützung und Entlastung. Es bedarf meines Erachtens einer laufenden Begleitung, die so selbstverständlich sein muss, dass sich Pflegeeltern nicht schämen, wenn es zu Konflikten kommt, die „normal“ sind, und die Ermutigung und Empowerment von Eltern und Kindern im Alltag erfordern.

Zudem müssen Interventionen, Beratung und Begleitung so konzipiert werden, dass sie die Gestaltung der Pflegefamilie als Familie nicht stören; äußere Anforderungen wie z. B. Beurteilungen durch Jugendamt, Kindergarten, Schule, BeraterInnen und sonstige Institutionen, aber auch überbordende therapeutische Zusatzhilfen für die Kinder mit vielen Abwesenheiten können diesen sensiblen Prozess irritieren. Die „Halböffentlichkeit“ der Pflegefamilie zwischen familialer Innenwelt, Herkunftsfamilie und Kontrolle durch die Kinder- und Jugendhilfe dient dem Schutz der Kinder und kann der Familie einerseits neue Impulse geben, aber andererseits zum Störfaktor werden, wenn eine individuelle, persönliche Beziehung von Pflegeeltern und Pflegekindern zu sehr unter normativen Aspekten gesehen wird. Notwendig ist insbesondere die Unterstützung der Pflegeeltern bei der Reflexion von Emotionen und Reaktionen im Alltag: Wie reagieren Eltern und Kind jeweils bei gemeinsamen Essen, beim Schlafengehen, bei der Hausarbeitshilfe? (Es gibt Hinweise aus der Forschung zwischen der Qualität der Bindung und der reflexiven Fähigkeit von Eltern, vgl. Fonagy/Target 1997).

## *Pflegeelternschaft – eine tägliche Herausforderung*

Pflegemutter oder Pflegevater zu sein, bedeutet, sich täglich aufs Neue herausfordern zu lassen. Pflegeeltern brauchen kompetente Begleitung – nicht nur in Krisen; denn Pflegekinder stellen

eine höchst belastete Gruppe von Menschen dar: Pflegeeltern sind konfrontiert mit Kindern, die womöglich große Verhaltensauffälligkeiten zeigen. Das birgt das Risiko, in destruktive Zirkel zu geraten, d.h. problematisches Verhalten der Kinder auf längere Sicht mit Aggression zu beantworten. Je mehr Verhaltensprobleme Kinder zeigen, desto schwerer fällt es Pflegeeltern, sich sensitiv zu verhalten, ihre elterlichen Fähigkeiten sinken. Stress von Pflegeeltern, der auch durch schwieriges Verhalten der Kinder entsteht, erhöht deren schwieriges Verhalten.

Eskalationen gegenseitig aggressiven Verhaltens stellen den größten Risikofaktor für einen Abbruch eines Pflegeverhältnisses dar. Das würde eine weitere Diskontinuität im Leben betroffener Pflegekinder bedeuten.

Wie bedeutsam dagegen eine qualifizierte fachliche Unterstützung von Pflegeeltern ist, zeigt eine britische Follow-up-Studie von Brandon et al. (2005), in der untersucht wurde, wie es um das Wohlergehen von Kindern sieben bis acht Jahre nach einer Kinderschutzintervention der Kinder- und Jugendhilfe bestellt war. Die besten Ergebnisse für eine positive Entwicklung der Kinder resultierten, wenn ein hohes Niveau des Commitments (siehe oben) der Pflegepersonen (insbesondere von Pflegeeltern und Verwandten) mit langfristigen sozialen Dienstleistungen verknüpft waren (ebd. S. 87). Mehrere Studien bestätigten zudem, dass eine hohe Beziehungs- und Erziehungsfähigkeit der Pflegeeltern „sowie das Ausmaß an fachlicher wie sozialer Unterstützung der Pflegeeltern wesentliche Schutzfaktoren im Hinblick auf die Vermeidung von Abbrüchen darstellten“ (Kindler 2011b, S. 371f, Hervorhebung d.Vf.). Die von der Forschung herausgearbeiteten Schlüsselemente erfolgreicher Pflegeelternschaft sind: Fürsorglichkeit, Responsivität (Ansprechbarkeit, Sensitivität für die Bedürfnisse der Kinder), Struktur, Vorhersehbarkeit, flexible

Problemlösungsfähigkeiten, Humor, »Commitment« (nachhaltige Zuegewandtheit) und Reflexivität. Dies sind jedoch Fähigkeiten und Eigenschaften, die immer in einer konkreten Beziehung zu einem bestimmten Kind mit den entsprechenden Idiosynkrasien aller Beteiligten gelebt werden und nur begrenzt »unterrichtet« werden können. Wenn man über solche Charakteristika/Eigenschaften spricht, klingt es schnell, als ob ein Zustand gemeint sei: „Wir haben Toleranz, Commitment, Humor“ usw., „wir sind responsiv, fürsorglich“ usw. Aber im Grunde geht es darum, diese Eigenschaften prozesshaft zu denken, eher im Sinn von sich immer wieder in der Interaktion, in der Begegnung mit den Pflegekindern im Alltag neu zu entwickelnde Haltungen. Sonst gerät man in Programmatiken der „heiligen Pflegefamilie“, der „perfekten“ Pflegeperson, was schon gleich gar nicht hilfreich ist. „Doing Family“ ist etwas Prozesshaftes, und bleibt ein fragiler Balanceakt, für den Pflegeeltern eine wirklich gute Unterstützung brauchen.

*„Beratung ist ja ganz schön, kann man ja auch zur Ruhe kommen, und dennoch geht man aus der Beratung raus und hat auch wieder diesen Alltag mit seinen Vulkanen und Eisbergen“ so Pflegemutter Frau W. (I W, 138 -140).*

Mein Vortrag beruht auf den Ergebnissen eines Forschungsprojekts, das wir am Deutschen Jugendinstitut in München in Zusammenarbeit mit dem Institut für Jugendhilfe und Familienrecht in Heidelberg durchgeführt haben. In diesem Rahmen wurde ein Handbuch zur Pflegekinderhilfe erstellt, das beim deutschen Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend kostenlos heruntergeladen werden kann. Im Handbuch finden Sie in der Literaturliste auch die im Text zitierte Literatur:





# CHIARA SOLL DIE WELT ENTDECKEN

Treffpunkt Pflegeplatz

*Elisabeth N., alleinerziehende Pflegemutter von Chiara  
(2,5 Jahre) im Gespräch mit dem Elternheft.\**

*\*alle Namen wurden von der Redaktion geändert.*

**Z**u unserer Familie gehören primär meine Pflegetochter Chiara und ich. Zur engsten Familie gehören außerdem meine Mutter, ihr Partner und meine beiden Schwestern mit Familien. Ursprünglich wollte ich mich um eine Adoption bewerben, kam aber im Zuge des Verfahrens auf die „Pflege“. Ich hatte mich im Dezember dafür entschieden und schon während der Schulung im Februar kam der Anruf der Sozialarbeiterin. Das war viel früher als erwartet und auch insofern besonders für mich, als einen Tag davor meine Großmutter verstorben war. Sie hatte bezüglich der Pflegeelternschaft noch mit mir mitgefiebert und so fühlte es sich ein bisschen so an, als habe sie von oben ein gutes Wort für mich eingelegt. Dann hieß es warten. Chiara lebte zu diesem Zeitpunkt bei der leiblichen Großmutter und es war klar, dass das Gerichtsurteil noch länger ausständig sein wird. Zuerst waren die Eltern zur Kooperation bereit, zogen das jedoch zurück und es wurde eine Abnahme gemacht. Das Thema der Herkunftsfamilie ist „Vernachlässigung“ und zieht sich glaube ich durch mehrere Generationen. Chiaras Oma lebt in desolaten Verhältnissen, wo sich das Kind nicht gut entwickeln konnte. Als sie zu mir kam, war sie 9 Monate alt und motorisch weit hinten. Das holte sie alles auf – es hatte ihr einfach die Gelegenheit gefehlt, sich zu entwickeln.

Ursprünglich sollte Chiara zur Adoption freigegeben werden. Das hatte ihre leibliche Mutter in der Schwangerschaft beschlossen, weil sie anscheinend schon gespürt hatte, dass ein weiteres Kind die Familie überfordern würde. Der Plan

wurde jedoch auf Intervention der Großmutter fallen gelassen, die Chiara zu sich nahm. Es kam so, dass Marianne – um ihr Baby zu sehen – ständig durch die halbe Steiermark fuhr, während der Vater mit den anderen beiden Kindern viel allein und massiv überfordert war. So eskalierte das Ganze.

Im Mai 2017 zog Chiara dann bei mir ein. Die Behörde kam mit Chiaras Mutter und Großmutter zu mir in die Wohnung. Chiara blieb die ganze Zeit ruhig, während Mama und Oma meine Wohnung inspizierten und auch kritisierten. Obwohl ich Chiara davor nie gesehen hatte, vertraute ich der zuständigen Sozialarbeiterin und dieses Vertrauen wurde bestätigt. Zwischen Chiara und mir passte es von Anfang an.

Mittlerweile haben wir auf mein Zutun hin regelmäßigen Kontakt zu Chiaras Eltern, zur Marianne-Mama und zum Wolfgang-Papa. Zu Anfang war der Vater total ausgeschlossen, weil die Großmutter ihn ablehnt und Einfluss auf ihre Tochter nahm. Auf mein mehrfaches Nachfragen wurde ein Kontakt dann aber für beide Elternteile möglich. Ich finde, Chiara hat ein Recht darauf. Wir sehen uns einmal im Monat. Chiara braucht ein paar Minuten, bis sie auftaut, spielt mit ihnen und kommt dazwischen zu mir, wenn sie es gerade braucht. Ihre Mutter kann das gut nehmen und der Vater lässt sich etwas sagen.

Die Oma war mehr als ein Jahr bei jedem Besuchskontakt dabei. Nachdem der Vater von Chiara mit ins Boot geholt wurde, wurden die Kontakte zur Großmutter auf jedes dritte Mal reduziert. Nach etwa zwei Monaten entwickelte

Chiara eine intensive Bindung zu mir und ich konnte sie bei den begleiteten Kontakten nicht mehr alleine lassen. Das war der Großmutter ein Dorn im Auge. Bei den letzten Kontakten mit der Großmutter, weigerte sich Chiara zusehends mit ihr zu spielen, wandte sich von ihrer Oma ab und sagte „Nein, nein“. Daraufhin wurde die Großmutter böse und meinte sie würde dagegen vorgehen. Durch ihren ständigen Widerstand wird es jedoch nicht besser.

**Was würden Sie sagen ist das Typische an Ihrer Familie?**

**Was macht Ihre Familie aus?**

Wir lachen beide gerne viel, haben viel Spaß miteinander, sind beide gerne draußen. Auch jetzt im Winter sind wir jeden Tag zumindest zwei, drei Stunden draußen. Das macht uns zurzeit aus.

**Wie gestalten Sie Familie? Wie sieht für Sie ein gelungener Alltag aus?**

In der Früh wachen wir meistens in meinem Bett auf und es gibt am frühen Morgen ein Fläschchen. Dann schlafen wir meistens noch einmal ein. Wenn wir wieder aufwachen wird im Bett gekuschelt und geturnt. Das ist eigentlich immer so. Irgendwann stehen wir auf und ich mache Frühstück, während Chiara sich ein Buch holt oder spielt. Im Moment ist es noch ganz stressfrei, weil ich erst im nächsten Monat wieder zu arbeiten beginne. Da werde ich dann früher aufstehen müssen und manches erledigen, damit Chiara ihren Rhythmus beibehalten kann. Dann bringe ich

Chiara in die Kinderkrippe gleich neben meinem Arbeitsplatz. Wenn sie mit dem Laufrad fahren will, brauchen wir etwas länger und ich muss ein bisschen mehr aufpassen. Meistens nehmen wir den Kinderwagen oder wenn es wärmer ist das Rad. Nach der Krippe um halb drei, wenn sie geschlafen hat, hole ich sie ab und wir marschieren fast immer gleich in den Park, wo wir zwei, drei Stunden verbringen. Danach gehen wir zum Abendessen nach Hause. Hier wird gespielt und manchmal gibt es dann noch eine Folge Betthupferl. So ist unser ganz normaler Alltag und der tut uns beiden gut.

***Das Thema der vergangenen Herbsttagung ist Pflegekind-zufriedenheit. Wann ist Ihr Kind zufrieden und wann sind Sie zufrieden?***

Chiara ist zufrieden, wenn sie machen darf, was sie will. Das ist etwas, was mir an Chiara sehr gut gefällt: sie hat einen

starken Willen und ist sehr selbstbestimmt. Ich lasse ihr das soweit es nicht gefährlich ist. Sie durfte schon immer sehr viel selbst machen und wenn sie das kann, ist sie sehr zufrieden. Zum Beispiel wählt sie den Park, in den wir gehen – das muss nicht ich entscheiden. Oder sie wählt, was sie gerade spielen will. ... In der Badewanne und im Wasser ist sie auch sehr zufrieden und beim Kuscheln mit mir.

Was das Pflegekind-Sein betrifft, fällt mir unser Familienalbum ein. Wir haben Baby-Fotos von Chiaras leiblicher Familie aus der Zeit bekommen, als sie noch nicht bei mir war. Das Album beginnt mit ihrer leiblichen Familie, der Marianne-Mama und der Oma. Beim Durchblättern bekommt sie ihr Pflegekind-Sein schon mit und ich denke auch, es ist ja eigentlich nichts Schlimmes, wenn du mehr als eine Mama hast. Ich hoffe, dass ich ihr vorleben kann, dass es auch möglich ist, die Marianne-Mama, den

Wolfgang-Papa und die Oma lieb zu haben, wenn sie das will. Ich denke, das könnte sie als Pflegekind vielleicht einmal zufrieden machen: dass man alle – auch seine leibliche Familie – liebhaben darf. Obwohl sie nicht in ihrer Familie leben konnte, ist sie trotzdem ein Teil von ihr.

***In welchen Punkten erleben Sie Ihre Familie als „normal“. Gibt es auch Punkte, wo Sie Ihre Familie nicht als normal empfinden oder das von der Umgebung gespiegelt bekommen?***

Ich erlebe uns mittlerweile als ganz normal. Wir sind eine Familie. Das „Unnormale“ wird eher von außen an mich herangetragen. Wenn Menschen mitkriegen, dass ich keinen Partner habe, ist das für viele nicht normal, obwohl es inzwischen viele Alleinerziehende gibt. Da kommt oftmals das Entsetzte: „Und



wo ist denn der Vater?“. Dabei geht es noch gar nicht um Pflege.

Wenn ich dann mit Menschen offen rede und erzähle, dass Chiara meine Pflegetochter ist, gibt es oft Erstaunen: „Und das geht alleine?“ Die meisten wissen nicht, dass man als Single ein Kind in Pflege nehmen darf und es ergibt sich die Frage, wie man das denn schafft? Für mich ist es so wie es ist. Ich richte mir mein Leben... Mittlerweile sehe ich auch, dass viele Dinge reibungsloser funktionieren als bei anderen, die als Paar Kinder haben.

### ***Ein Thema, das ich ansprechen möchte ist die „Verletzbarkeit von Pflegeeltern“. Fühlen Sie sich verletzbarer als andere Eltern?***

Ja, teilweise schon. Die Auseinandersetzung ist eine andere. Es ist eine Tatsache, dass Chiara nie mein leibliches Kind sein wird und ich keine Blutsverwandtschaft herstellen kann. Chiaras Oma hat in ihrem letzten Brief erklärt, ich sei lediglich die Pflegemutter und hätte sowieso keine Rechte, denn sie als Oma sei blutsverwandt. Das hat mich im ersten Moment verletzt, denn ich kann daran nichts ändern. Aber ich habe gelernt, die Kommentare der Großmutter besser zu nehmen.

Viele Pflegeeltern wissen auch nicht – je nachdem warum ein Kind aus der Familie gekommen ist – wie sicher es ist, dass dein Kind bei dir bleibt. Auch wenn es dein „Pflege“-Kind ist, ist es trotzdem dein Kind. Ich habe mir in diesem Punkt noch keine Gedanken gemacht, weil der leiblichen Familie die Obsorge für alle drei Kinder in drei Instanzen entzogen worden ist. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass diese Unsicherheit auch verletzbar macht. Das ist auch das Erste, was Leute fragen, wenn sie „Pflegekind“ hören: „Ja, kann sie dir denn wieder weggenommen werden?“ Dann denke ich, letztlich gehört niemandem ein Kind. Du kannst nur hoffen und vertrauen.

### ***In welchen Punkten wünschen Sie sich Unterstützung, damit der Alltag gut gelingt. Wie empfinden Sie Ihre aktuelle Unterstützung?***

Die Pflegefamilienbegleitung unterstützt uns definitiv, auch wenn sie nicht immer zum passenden Zeitpunkt kommt. Manchmal habe ich gerade keine Lust, mich mit dem Thema auseinander zu setzen und trotzdem steht ein Treffen an. Das ist dann ein bisschen ambivalent. Wenn ich aber die

Besuchsbegleitung und die Gespräche mit meiner Betreuerin nicht hätte, hätte ich niemanden, mit dem ich so speziell reflektieren kann. Das geht mit keiner Freundin, die das nicht kennt. Unterm Strich ist es also eine Unterstützung. Ich könnte auch mit der leiblichen Familie meiner Tochter nicht ohne Begleitung umgehen.

### ***Was wünschen Sie sich für die kommenden Jahre und die Zukunft Ihrer Kinder?***

Ich wünsche mir, dass Chiara und ich glücklich und gesund sind und das machen, was wir wollen. Chiara soll die Welt entdecken, was auch immer sie machen will. Und sie soll zufrieden sein. Ich wünsche mir auch noch ein zweites Kind. Jetzt werde ich ein Jahr arbeiten, damit wir finanzielle Sicherheit haben. Dieser Punkt ist für Alleinerziehende sicher eine Spur schwieriger. Ob dann ein zweites Kind kommt oder nicht, wird sich zeigen. Bei Chiara hat das Gefühl gepasst und wenn es wieder passt, dann machen wir es und wenn nicht, dann nicht.

### ***Herzlichen Dank für das Gespräch!***

*Das Gespräch führte Jutta Eigner*





# ICH FINDE, DASS ICH JETZT VIEL STÄRKER BIN

Treffpunkt Pflegeplatz

*Mariam R. ist Dauerpflegemutter, leibliche Mutter und ehemalige Krisenpflegemutter. Über das Typische ihrer Familie berichtet sie im Elternheft\**

\*alle Namen wurden von der Redaktion geändert.

**A**ls „Stammfamilie“ sehe ich meinen Mann und mich.

Dann kam unser leiblicher Sohn Alexander, der inzwischen 8 Jahre alt ist.

Als Alexander gerade einmal eineinhalb Jahre alt war, begann ich als Familienpädagogin zu arbeiten und war einige Zeit Krisenpflegemutter. Aus dieser Zeit ist Robi bei uns geblieben, der inzwischen als „Dauerpflegekind“ bei uns lebt.

Er ist nun schon sechzehn Jahre alt, sechs Jahre bei uns und war - wenn man den Ankunftszeitpunkt betrachtet - der zweite. Poldi war der dritte.

Er ist unser zweiter leiblicher Sohn und inzwischen 2,5 Jahre alt.

## **Was würden Sie sagen ist das Typische an Ihrer Familie? Was macht Ihre Familie aus?**

Wir essen alle sehr gerne. Das verbindet uns. Es ist egal, ob die Kinder von der Schule kommen, Robi von seiner Lehrstelle oder Poldi aus der Kinderkrippe. Es trifft sich alles in der Küche und dann wird gemeinsam gekocht. Das ist ganz typisch. Wir schauen, dass wir einmal pro Tag gemeinsam am Tisch sitzen und dann wird auch viel geredet. Wir machen sehr viel gemeinsam - wir sind ein „Rudel“. Robi liebt das auch, obwohl das in seinem Alter nicht so sein müsste. Aber er ist immer mittendrin.

Wir pflegen keinen speziellen Erziehungsstil, sondern picken uns aus jeder Methode das Passende heraus. Bei Robi funktioniert das sehr gut. Es ist ein Geben und Nehmen. Wir haben ein imaginäres Leistungskonto, das für

alle Kinder gilt. Wenn sie mithelfen und wenn es stimmig ist, dann dürfen sie auch entsprechend viel haben. Robi ist z.B. dafür zuständig, dass der Geschirrspüler ausgeräumt wird. Wenn das funktioniert, gibt es auch keine großen Einschränkungen für das Wochenende, wenn er einmal fortgehen möchte. Da gibt es sehr großes Vertrauen.

Bei uns ist jedes Alter vertreten und alles fest in Männerhand. Ich bin die einzige Frau. Vom Alter ist alles dabei. Poldi mit seinen 2,5 Jahren hat noch seine ganz eigenen Probleme und ist erst dabei, sich selbst zu finden. Alexander ist 8 Jahre und kämpft ein wenig, weil er eine Hörbeeinträchtigung hat. Daher gebärden wir viel. Bei uns besucht die ganze Familie regelmäßig Gebärdensprachkurse, damit jeder am Laufenden ist. Für uns ist das einerseits ganz normal und andererseits auch positiv, weil wir uns unterhalten können, ohne dass die Umgebung etwas mitbekommt. Es ist fast wie eine Familiensprache.

## **Das Thema der vergangenen Herbsttagung war Pflegekindzufriedenheit. Wann ist Ihr (Pflege-)Sohn zufrieden und wann sind Sie zufrieden?**

Die Zufriedenheit ist bei uns spät gekommen. Wir wussten lange Zeit nicht, ob Robi zu seinen Eltern zurückkommt. Vor zwei Jahren wollte Robi zu seinem Papa ziehen. Wir standen dem grundsätzlich positiv gegenüber, testeten jedoch ganz intensiv. Robi verbrachte jedes Wochenende und jede freie Minute

bei seinem Vater und dessen neuer Frau, damit er wirklich spüren konnte, was ein Umzug bedeuten würde. Er kannte das Leben bei seinem Vater ohne seine Mutter bisher noch nicht. Der Vater ist dem Alkohol sehr zugetan und kann das übers Wochenende gut „verheimlichen“. Über längere Zeiträume gelingt ihm das nicht. So konnte Robi selbst erkennen, dass das nicht passt und erst danach konnte er richtig gut bei uns ankommen. Das hat bei ihm also vier Jahre gedauert. Seitdem haben sich das Gefühl und die ganze Stimmung verändert. Er ist jetzt hier zu Hause, er ist zufrieden und er sagt auch regelmäßig, wie dankbar und glücklich er ist, dass alles so gekommen ist und dass wir seine Familie sind. Das ist natürlich etwas sehr Schönes, wenn es von einem 16-jährigen kommt.

Die ersten Jahre haben beide Elternteile sehr an Robi gezogen. Er kommt aus einem anderen Kulturkreis und da geht es um Ehre und Familie. Noch einmal zu seinem Vater zurück zu wollen, war der letzte Schritt, den er machen musste, um wirklich frei zu sein. Robi hat das wirklich großartig gemacht! Wir sind ihm dabei nie im Weg gestanden, sondern immer mit ihm gegangen.

## **In welchen Punkten erleben Sie Ihre Familie als „normal“. Gibt es auch Punkte, wo Sie Ihre Familie nicht als normal empfinden oder das von der Umgebung gespiegelt bekommen?**

Wir hören das oft, wenn wir in der Gruppe auftreten. Ich bin noch relativ jung, mein Mann auch und Robi ist ein Teenager und riesengroß. Die Leute stellen fest, dass da irgendetwas nicht stimmt. Ich stelle meine Kinder auch immer alle drei als „meine Kinder“ vor und erwähne nicht, dass Robi ein Pflegekind ist. Dann schauen viele verdutzt und fragen, wie das denn möglich ist? Meistens kläre ich sie dann auf. Ich habe aber noch nie etwas Negatives gehört, ganz im Gegenteil.

Unser Alltag ist sehr turbulent, aber den prägt vor allem unser Jüngster. Nachdem endlich klar war, dass Robi fix bei uns bleiben will, kam eine gewisse Ruhe und Gelassenheit in die Familie. Vorher war es chaotisch und man spürte immer, dass irgendetwas nicht stimmt. Ein leichtes unangenehmes Gefühl war immer da. Seither hat Robi sich sehr geändert. Man merkt das beispielsweise an seinem Schlafverhalten. Wenn ich früher vor dem Schlafengehen in sein Zimmer schaute, ob alles okay ist, lag er immer ganz steif im Bett. Wenn ich jetzt hineinschaue, hängt irgendwo eine Hand hinunter und er liegt quer im Bett... Als ich Krisenpflegemutter wurde, hatten wir schon unseren leiblichen Sohn. Wir waren auch zu der Zeit schon sehr gut organisiert. Das heißt, wir haben eine klare Struktur und nach der müssen wir uns richten, damit das Ganze funktioniert. Egal ob es ums Wäschewaschen, den Hundedienst oder das Sauberhalten geht – ich habe es gerne sauber – jeder hat seine Position und seine Aufgaben. Wenn man sich nicht daran hält, entsteht ganz schnell Chaos, wie in jeder anderen Familie. Vor allem mit Krisenunterbringungen war das immer wieder eine Herausforderung, die mich aber persönlich auch sehr gereizt hat. Krisenunterbringungen an sich bringen sehr viel Unruhe in die Familie. Ich habe das sehr spannend gefunden und die Zeit als Krisenpflegemutter sehr genossen. Mich interessierte es, Hintergründe kennen zu lernen, warum die Dinge sind, wie sie sind oder warum ein Kind auf eine bestimmte Art reagiert... Wenn man durch

die Fortbildungen ein bisschen Werkzeug mitbekommen hat, wie man mit anspruchsvollen Situationen umgehen kann, ist das eine sehr schöne Aufgabe – vor allem, wenn man Herkunftseltern wieder mit den Kindern vereinen kann und sieht, dass es funktionieren kann, wenn die Erwachsenen in Ansätzen einen Fahrplan fürs Leben bekommen. Ich habe die Herausforderungen also durchaus gemocht. Allerdings ist es so, dass man nie genau weiß, welches Kind kommen wird. Es ist ja kein Wunschpaket. Wenn eine Krise da ist, dann ist sie da und dann muss man so offen sein und die Kinder nehmen, wie sie kommen. Das haben wir zweieinhalb Jahre gemacht und hatten in dieser Zeit 16 Unterbringungen. Ich bin ein ganz eigener Typ. Ich kann mit jeder Situation umgehen und je herausfordernder sie ist, umso mehr kann ich in der Aufgabe aufgehen. Aber auch das Rundherum muss passen. Mein Mann hat mich immer unterstützt, aber er hat auch die Notbremse gezogen, als es für den Rest der Familie zu viel wurde. Aus diesem Grund hörten wir nach einigen schwierigen Fällen auf, die auch wirklich ans Herz gingen. Krisenpflege ist ja zeitlich begrenzt und so habe ich darauf geachtet, in keine Bindung zu den Kindern zu kommen. Das ist fast unmöglich, wenn die Kinder länger bleiben. Und um etwas zu erreichen, musst du dich binden – das ist eine Voraussetzung.

***Ein Thema, das ich ansprechen möchte ist die „Verletzbarkeit von Pflegeeltern“. Fühlen Sie sich verletzbarer als andere Eltern?***

Ich finde, dass ich jetzt viel stärker bin als zuvor. Wenn ich das Leben als Krisenmama oder Krisenfamilie sehe, ist uns schon so viel auf emotionaler Ebene entgegengekommen, dass es wahrscheinlich gar nicht mehr schlimmer werden könnte. In Bezug auf Robi finde ich mich verletzbar seit ich eine Bindung eingegangen bin und begonnen habe, das Kind zu lieben. Wenn man jemanden

liebt, ist man automatisch verletzbar. Wenn ich an die Herkunftseltern denke, so konnte Robis Mutter sehr verletzend sein, weil sie das Pflegeverhältnis nicht akzeptierte. Sie setzte viele Lügen in die Welt, machte uns als Familie schlecht und schlich in dieser Zeit auch um unser Haus und machte Fotos von uns. Das war sehr übergriffig und hat damit geendet, dass ich sie angezeigt habe. Sie ging tatsächlich in unseren Garten und konnte mir sagen, welchen Pyjama ich trage und hatte das fotografisch dokumentiert. Sie sagte auch, dass sie mir meine leiblichen Kinder wegnehmen wird, so wie ich ihren Sohn weggenommen habe. Das war eine wirklich schwierige Phase. Ziemlich am Anfang der Unterbringung verlangte sie von Robi, dass er Selbstmordabsichten vortäuscht, damit er schnell wieder zu ihr zurückkommen kann. Sie schickte mir dann die Polizei und den Amtsarzt ins Haus, doch die Sache konnte schnell aufgeklärt werden.

In dieser Zeit war ich sehr verletzt, weil Pflegeeltern von den Herkunftseltern oft als die Bösen dargestellt werden, als hätten wir ihnen die Kinder weggenommen. Das ist immer wieder das Thema. Wir haben gelernt, damit umzugehen. Es wurde ein System klarer begleiteter Besuchskontakte eingeführt und mittlerweile ist mir die Mutter „unendlich dankbar“ und ich bekomme immer wieder Lobeshymnen zugeschickt...

***In welchen Punkten wünschen Sie sich Unterstützung, damit der Alltag gut gelingt. Wie empfinden Sie Ihre aktuelle Unterstützung?***

Ich habe das Glück, dass ich eine riesengroße Familie habe. Daneben wohnen die Schwiegereltern, meine Mutter wohnt nur ein Stück weit entfernt und ich habe drei Geschwister. Bei uns geht die Unterstützung einfach nicht aus. Wenn ich merke, es wird einmal zu viel oder wir brauchen eine Auszeit, ist es überhaupt kein Problem, dass die Kinder bei meiner Mutter übernachten. Und

wenn ich länger arbeiten muss, kann meine Schwester Robi von der Arbeit abholen. Wir sind toll vernetzt und ich weiß, dass das alles nicht selbstverständlich ist. Dafür sind wir sehr dankbar. Ich genieße auch die Besuche von meiner a:pfl-Betreuerin. Man kennt sich mittlerweile so gut und es ist, als ob man sich mit einer guten Bekannten über die Kinder austauscht. Das ist alles schon so normal geworden und hat nicht viel Professionelles, weil es im Moment auch nicht benötigt wird. Ich weiß, Schwierigkeiten können noch kommen, aber aktuell funktioniert alles.

### ***Was wünschen Sie sich für die kommenden Jahre und die Zukunft Ihrer Kinder?***

Ich wünsche mir, dass jeder seinen Weg findet und dass die Jungs wissen, was sie wollen, dass sie weiterhin so meinungsstabil bleiben und sich nicht verbiegen lassen. Es ist schon gut, dass sie sind wie sie sind. Ich persönlich wünsche mir ein bisschen Ruhe und vielleicht wieder ein Bett für mich allein, weil Poldi noch immer bei uns schläft. Schlaflose Nächte brauchen wir nicht mehr, das ist abgedeckt. Mit dem Pflegeeltern-Sein sind wir aber bestimmt noch nicht fertig. Ich vermute,

da wartet noch einiges auf uns. Wir können uns gut vorstellen, irgendwann in der Zukunft einem Kind noch einmal ein Zuhause zu geben. Wir haben noch Energie!

### **Herzlichen Dank für das Gespräch!**

*Das Gespräch führte Jutta Eigner*





# KOMMUNIKATION AUF AUGENHÖHE

**Sigrid Pichler im Gespräch über gewaltfreie Kommunikation im Erziehungsalltag**

## ***Was versteht man unter „Gewaltfreier Kommunikation“ und warum tut sie Kindern wie Erwachsenen gut?***

Ich finde den Begriff „gewaltfreie Kommunikation“ (GfK) ein wenig missverständlich, weil man dabei am ehesten an Konflikt und Streit denkt. „Gewaltfreie Kommunikation“ ist aber viel eher eine Haltung. Im Grunde geht es darum, über Dinge zu sprechen, die wir sonst nur unausgesprochen vermitteln, aber nicht aussprechen. Wir knüpfen dann an unsere Aussagen Erwartungen, die wir unausgesprochen im Subtext mitschicken und die das Gegenüber erraten oder „erriechen“ soll. Wenn ihm/Ihr das nicht gelingt, sind wir verärgert.

In der „Gewaltfreien Kommunikation“ geht es immer darum, sich bewusst zu machen: „Was fühle ich? Was brauche ich? Was hätte ich gerne?“ Dasselbe mache ich bei meinem Gegenüber: „Was fühlst du? Was brauchst du?“ Und: „Wie können wir das gemeinsam hinkriegen?“ Das ist etwas sehr Grundlegendes und deswegen tut es Erwachsenen wie Kindern gut.

Es führt auch zu mehr Selbstzufriedenheit, wenn ich darauf achte, was ich eigentlich brauche, was ich fühle und wie ich das erreichen kann. So bin ich ein Stück weit aus der Opferrolle und muss nicht Gott und die Welt verantwortlich machen, darauf zu achten, dass es mir gut geht. Dann muss ich weder übergriffig noch angriffig sein. Kinder machen das intuitiv: sie wissen genau was sie brauchen und wollen und bringen das unmittelbar zum Ausdruck.

## ***In welchen Situationen kommt GfK am besten zum Einsatz und können Sie Beispiele dafür geben?***

Wie gesagt ist GfK eine Haltung, die immer wieder auf die Dinge Bezug nimmt, die einem selbst wichtig sind. Ich habe mein Wertesystem und wenn ich damit im Einklang bin, d.h. wenn meine Bedürfnisse befriedigt sind, erlebe ich Harmonie. Gibt es keinen Einklang, geht es in den Konflikt. In jedem Moment, in dem eine Person merkt, sie oder er redet ein Stück weit am Gegenüber vorbei, ist gewaltfreie Kommunikation hilfreich.

Stellen Sie sich eine Situation im Kinderzimmer vor. Ein Elternteil muss noch schnell zum Einkaufen, während das Kind gerade ganz vertieft spielt. Der Elternteil geht nun zum Kind und sagt: „Du, wir müssen, der Supermarkt sperrt zu“ und das Kind will nicht. Dann eskaliert die Situation, weil der Elternteil darauf beharrt: „Du, wir müssen!“ . Nun haben alle zusätzlichen Stress und der Zeitdruck wächst. Dieselbe Situation könnte möglicherweise kürzer gestaltet werden, indem ich sage: „Du, wir müssen jetzt noch ganz schnell zum Supermarkt fahren, weil der gleich zusperrt und wir noch etwas zum Abendessen brauchen. Ich sehe aber, dass du gerade richtig schön im Spielen bist. Wäre es für dich in Ordnung, wenn du kurz unterbrichst und nachher weitermachst?“

In diesem Fall hat mein Gegenüber das Gefühl, ich habe darauf geachtet, was er/sie eigentlich möchte. Sobald der Elternteil sieht, was das Kind will, ist das Kind viel eher bereit auch auf das zu schauen, was der Elternteil will. Das heißt nicht, dass das immer funk-

tioniert. Das Gefühl meines Gegenübers gehört zu werden, ist jedoch äußerst deeskalierend.

## ***Welche Schritte gibt es in der Gewaltfreien Kommunikation und was bewirken sie in der Person, die diese Schritte vollzieht?***

Im ersten Schritt geht es um die Wahrnehmung. Ich denke, das ist mitunter auch das Schwierigste, weil wir Dinge sehen und sofort in Bewertungen gehen. Wir sind auch so beschaffen, dass uns unser „Kopfkino“ in den seltensten Fällen etwas Positives zeigt. Beispielsweise beobachte ich ein Kind mit einer Frau. Das Kind weint fürchterlich und die Frau fuchtelte wild mit den Armen. Da hat man dann sofort irgendeine Geschichte parat, die von unseren Vorurteilen bestimmt ist (z.B. „trotziges Kind“ und „überforderte Mama“) Es könnte jedoch auch so sein, dass das Kind von einer Biene gestochen wurde und die Mutter die Biene gerade abwehrt. Der erste Schritt wäre zu sagen: da drüben sind ein Kind und eine Frau – das Kind weint – die Frau fuchtelte. Das ist alles, was ich mit Sicherheit sagen kann.

Im zweiten Schritt geht es um ein Gefühl, das bei mir hochkommt. Nehmen wir eine Situation im Kinderzimmer, die recht verbreitet ist. Eine Mutter oder ein Vater betritt das Kinderzimmer mit den Worten: „Um Gottes Willen, wie sieht es denn da aus! Da ist ja schon wieder eine Bombe eingefahren.“ Wenn ich hingegen bei der Wahrnehmung bleibe, würde ich vielleicht sagen: „Ui, da liegen viele Spielsachen herum“. Dann schaue

ich weiter und stelle fest: der Zustand des Kinderzimmers macht etwas bei mir (Schritt 2). Ich werde wütend, zornig oder mürrisch... Es geht also darum, das entstandene Gefühl zu lokalisieren und zu benennen.

Im dritten Schritt finde ich heraus, was mir mein Gefühl sagt und welcher meiner Werte verletzt ist: Ich werde beispielsweise wütend, weil mir Ordnung wichtig ist. Ich könnte aber auch wütend werden, weil mir wichtig ist, dass Vereinbarungen eingehalten werden (nachdem ausgemacht war, dass das Kind sein Zimmer aufräumt) usw.

Im vierten Schritt wird eine Bitte an mein Gegenüber formuliert, damit wir das in Einklang bringen, was jedem/jeder von uns wichtig ist: „Wenn ich dein Spielzeug herumliegen sehe, bin ich zornig, weil mir Ordnung wichtig ist. Deswegen bitte ich dich aufzuräumen.“

Zerlegt in die einzelnen Schritte, sieht das so aus: Wenn ich dein Spielzeug herumliegen sehe (Schritte 1: Beschreibung) bin ich zornig (Schritt 2: eigenes Gefühl), weil mir Ordnung wichtig ist (Schritt 3: eigener Wert). Deswegen bitte ich dich aufzuräumen (Schritt 4: Bitte)“. Dieses Gefühl und das dahinterstehende Bedürfnis gibt es jedoch nicht nur bei mir, sondern auch bei meinem Gegenüber. Das zu sehen, ist dann die Königsdisziplin der gewaltfreien Kommunikation. Ich könnte entsprechend ergänzen: „Gleichzeitig hast du gerne dein ganzes Spielzeug um dich herum, weil du es liebst, kreativ und intensiv zu bauen.“ Nun habe ich eine Basis, auf der sowohl das, was das Kind will, als auch das, was ich will, in Einklang kommen können.

**Wie praktikabel ist das in einem Erziehungsalltag? Wenn ich immer nur Bitten äußere, unterlaufe ich da nicht meine eigene Autorität? Und braucht dieser ganze Prozess nicht unglaublich viel Zeit?**

Gewaltfreie Kommunikation ist sehr praktikabel, aber sie ist auch ein Prozess und eine Frage meiner persönlichen Haltung. Oft werden erzieherische Konsequenzen durch eine machtvolle Anordnung ersetzt: „Ich sage, was zu tun ist und du tust, was ich sage.“ Ich denke, das ist doch sehr verbreitet. In der GfK komme ich zwar nicht ohne Konsequenzen aus, wohl aber ohne Strafen. Das sind zwei sehr unterschiedliche Dinge. Eine Konsequenz hat unmittelbar mit dem zu tun, was gerade ist. Beispielsweise hat das Kind eine Verabredung und davor Aufgaben zu erledigen. Wenn es die Aufgaben nicht erledigt, kann es seinen Termin auch nicht wahrnehmen. Eine Strafe wäre für mich, wenn das Kind als Folge des gleichen Szenarios drei Wochen lang nicht reiten gehen darf oder beim nächsten Ausflug als einziges Kind kein Eis bekommt. Das hat miteinander nichts zu tun. Es stellt sich auch die Frage, welche Lernerfahrungen ich meinem Kind ermögliche. Wenn ich Strafen einsetze, lernt es in den meisten Fällen, sich anders zu verhalten, um eine Strafe zu vermeiden. Das „Warum?“ bleibt dabei meist auf der Strecke.

Ich höre oft von Eltern, dass die vier Schritte der GfK „viel zu viel“ wären. Das ist natürlich eine Übungssache und braucht Zeit, bis das Prozedere in Fleisch und Blut übergeht. Wenn wir überdenken, wie oft wir in Konfliktsituationen gehen und wie lange wir da verweilen, wenn wir in einer Endlosschleife Vorwürfe über Vorwürfe wiederholen, ist die gewaltfreie Kommunikation sogar ein Stück weit kürzer. Man ist einfach schneller am eigentlichen Punkt: welches Gefühl hast du und warum hast du das? Und welches Gefühl habe ich und warum habe ich das? Auf diesem Weg kann man den ganzen Subtext, der auf der Beziehungsebene viele Wunden aufreißt, einfach weglassen („Du kannst eh nichts“ oder „Was du immer alles falsch machst!“ „Du enttäuscht mich“ „Ich bin beleidigt“). Man kann dann sagen: „Mir ist wichtig, dass...und deswegen bitte ich dich...“ Wenn man sich auch

beim Gegenüber um dessen Gefühle und Werte bemüht, berührt man meiner Meinung nach etwas sehr Essentielles: das Bedürfnis, wahrgenommen, gesehen und gehört zu werden. Das kürzt extrem ab.

**Was macht gewaltfreie Kommunikation mit Kindern? Gibt es Altersgruppen, wo GfK besonders gut eingesetzt werden kann bzw. ab welchem Alter macht GfK in der Kindererziehung Sinn?**

Gewaltfreie Kommunikation kann im Babyalter beginnen. Die Frage ist, ob ich will, dass das Kind funktioniert oder ob ich will, dass es herausfindet, was es will, was es braucht und wo der Rahmen ist, damit wir uns alle bewegen können und damit keine/r mit dem was er/sie will und braucht gefährdet ist. Gewaltfreie Kommunikation kann nie auf Kosten von jemand anderem gehen, sondern wir schauen miteinander, dass es für uns alle passt.

Wenn ein Pflegekind mit ganz anderen Erfahrungen in eine Familie kommt, kann GfK natürlich fürs erste auch sehr verwirren. Man kennt aus Pflegeverhältnissen, dass es oft ein Zuviel an normaler liebevoller Zuwendung gibt und die Kinder davon überfordert sein können. Bei Pflegekindern macht es Sinn, noch die Traumapädagogik dazu zu nehmen und immer wieder nach dem „guten Grund“ für ein Verhalten zu suchen. Je öfter man diesen Grund stellvertretend für ein Kind benennen kann und einen verständnisvollen Dialog anbietet („Ich halte das mit dir aus“ – „Wir gehen das gemeinsam ein Stück weit durch“ – „Ich bin da und ich verstehe dich“ – „Ich hätte mir gewünscht, dass es anders für dich gewesen wäre, aber trotzdem bin ich da“) umso heilsamer wird die Botschaft. Hier kann auch die GfK sehr hilfreich sein, weil sie immer darauf achtet, wie sich jemand fühlt und warum. Dabei muss man beim Erraten

der Gründe nicht immer recht haben. Sich auf die Suche zu machen, warum das Kind etwas Bestimmtes tut ohne zu wissen, was der Auslöser war oder was das Kind in seiner leiblichen Familie erlebt hat, sendet dem Gegenüber eine Botschaft: „Mir ist wichtig, zu sehen, was los ist und warum es dir geht, wie es dir geht“ und „Du hast sicher einen ganz guten Grund für dein Verhalten.“

Man kann beispielsweise sagen: „Du hast sicher einen guten Grund, wenn du jetzt gerade schreiend unter dem Tisch hockst“ oder Gefühle benennen: „Wow, du bist richtig wütend! Warum sollte man sonst unterm Tisch sitzen und schreien, außer man ist gerade wütend, verzweifelt oder zornig...“ – So bekommt mein Gegenüber das Gefühl: „Das ist jemand, der auf mich schaut und der mich wahrnimmt!“ In Situationen, wo es auch darum geht deeskalierend einzuwirken, wäre der erste Schritt, meinem Gegenüber zu signalisieren: „Ich merke, du bist gerade richtig wütend“. Das sind dann heilsame Erfahrungen. Dabei kann ich mich auch selbst ernst nehmen und mir sagen: „Mir geht dein Geschrei gerade richtig auf die Nerven, weil ich Kopfschmerzen habe und mir Ruhe wichtig ist. Auf Geschrei hab ich gerade echt keinen Bock!“ Das muss ich dem Kind

aber in dem Moment nicht mitteilen. In Eltern-Kind-Interaktionen sind die Bedürfnisse der Kinder oft ein Stück weit vorgereicht, auch wenn Bedürfnisse grundsätzlich immer gleichwertig sind. Wenn ich aber ein kleines Kind vor mir habe und eine Pflegeelternschaft auf mich genommen habe, kann ich mich oft erst im Nachhinein um mich kümmern, vor allem wenn ich gerade allein mit den Kindern bin. Spätestens am Abend wenn vielleicht Unterstützung kommt, kann ich dann sagen: „Jetzt brauche ich Zeit für mich, weil jetzt muss ich noch einmal rückwirkend für mich sorgen.“

Auch das ist wichtig, weil wir am Tag so oft „ja“ zu Dingen und Ereignissen sagen, obwohl wir eigentlich „nein“ meinen. Irgendwann zahlen dann wir oder irgendjemand anderer den Preis dafür. Dann passiert eine Kleinigkeit und ich explodiere. Wenn ich mir aber in der Situation zugestehe, dass mir jetzt eigentlich etwas anderes viel wichtiger wäre, auch wenn es gerade nicht möglich ist, kann ich mein „inneres Kind“ kurz einmal streicheln und ihm sagen: „Du, später kümmere ich mich um dich“.

## ***Wo liegen die Grenzen der GfK?***

Die gibt es auch. Wir sind so konzipiert, dass wir gerne „Endergebnisse“ haben. Manchmal ist es trotz GfK so, dass man nicht übereinkommt. Der „worst case“ laut Rosenberg ist: „Wir sind unterschiedlicher Meinung“ oder „Wir kommen einfach nicht zusammen“. Das kann sehr unbefriedigend sein und man muss es ein Stück weit aushalten. Es ist immer gut, gut für sich selbst sorgen zu können und sich in das Gegenüber hineinzusetzen. Das heißt aber nicht, dass ich immer für mich befriedigt aus einer Konfliktsituation oder einem Gespräch gehen werde. Es heißt auch nicht, dass ich immer das gewünschte Ergebnis erziele, wenn ich GfK anwende. Das Konzept geht immer von einer Bitte aus, die man formuliert. Eine wirkliche Bitte zu formulieren ist mitunter äußerst schwierig, weil wir mit vermeintlich höflich formulierten Forderungen durch die Welt schreiten. Es geht also darum, den Spagat hinzubekommen, dass jemand auch „nein“ sagen kann, wenn ich ihn um etwas bitte, ohne dass für mich deswegen die Welt zusammenbricht – und das ist nicht einfach!

## **Herzlichen Dank!**

*Das Gespräch führte Jutta Eigner*



***Gewaltfreie Kommunikation: Eine Sprache des Lebens***  
***von Marshall B. Rosenberg***  
***224 Seiten, Junfermann Verlag, 2016 (12. Auflage)***  
***ISBN-10: 9783955715724***  
***ISBN-13: 978-3955715724***



## **Mama & Papa sagt es mir, wo komme ich nur wirklich her**

Das für Kinder ab 3 Jahren von Judith Zacharias-Hellwig geschriebene (besser: gereimte) und gezeichnete Buch erzählt die Geschichte des kleinen Lila. Klein Lila wächst bei seinen Adoptiveltern Mama Gelb und Papa Grün auf und fragt sich eines Tages, wie es denn bei diesen Eltern die Farbe „Lila“ bekommen konnte. Die beiden Eltern erklären ihm nun, dass Lila noch ein zweites Elternpaar hat: eine rote Mama und einen blauen Papa. Die beiden konnten das kleine Lila nicht gut genug versorgen, während Mama Gelb und Papa Grün kein eigenes Kind bekommen konnten und sich sehr eines wünschten. So kam das kleine Lila zu seinen neuen Eltern, die sehr glücklich mit ihm sind.

Ein einfaches, liebevolles Buch und gut geeignet, um kleinen Kindern ihre Adoptionsgeschichte näherzubringen.

**Judith Zacharias-Hellwig:**

**Mama & Papa sagt es mir, wo komme ich nur wirklich her**

**32 Seiten, Papierfresserchens MTM Verlag, Lindau 2017**

**ISBN: 9783861966784/BB/380**



## **Meine neue Mama und ich**

Das Buch „Meine neue Mama und ich“ wird für Kinder von 4-6 Jahren empfohlen und erzählt die Geschichte eines kleinen Hundes, der gerade bei seiner neuen Katzenmama eingezogen ist. Hier bekommt er erstmals ein eigenes Zimmer und um besser zur Mama zu passen, malt er sich Streifen ins Fell. Auf der nächsten Seite sieht man den kleinen Hund in der Badewanne und seine Katzenmama, die ihm die Streifen wieder herunterwäscht. Ihr gefällt, dass die beiden verschieden sind – ganz egal was andere denken. Denn die Katzenmama macht alles für den kleinen Hund, was Mamas so tun: sie spielt mit ihm, versorgt seine Wunden, liest ihm Bücher vor und schickt ihn die Zähne putzen... So kommt es, dass der kleine Hund manchmal richtig wütend wird und manchmal auch traurig. Dann tröstet ihn die Katzenmama und verspricht, dass es wieder besser wird. Und so empfindet es auch der kleine Hund, sodass beide lernen, eine Familie zu sein.

**Renata Galindo: Meine neue Mama und ich**

**Aus dem Englischen von Thomas Bodmer**

**40 Seiten, Nord Süd Verlag, Zürich 2017**

**ISBN: 978-3-314-10394-0**



## Wer hat schon eine normale Familie?

„Wer hat schon eine normale Familie?“ erzählt die Geschichte von Alex, der eine einjährige Pflegeschwester bekommen hat. Alex erzählt davon stolz in der Klasse. Alle Kinder freuen sich mit Alex – nur ein Junge teilt seine Freude nicht. „Sie ist nicht deine richtige Schwester“ und „Du hast keine

normale Familie“ sagt Jimmy. Alex ist verstört, denn auch er ist ein Pflegekind, und wendet sich nach einem traurigen Tag an seine Mutter: „Sind wir normal?“ fragt er sie. „Ganz und gar nicht“ antwortet die Mutter und die beiden machen sich auf die Suche danach, welche Kinder aus Alex Klasse denn eine normale Familie haben: Da ist Katie, die bei ihrer Oma aufwächst und Alir, der mit seiner Großfamilie hierher kam. Da ist Eva, die mit ihrem Papa alleine lebt, Tim, der adoptiert worden ist und Henry, der mit zwei Papas groß wird. Samatha hingegen hat fünf neue Brüder bekommen, als ihre Mama nochmals heiratete. Und auch Jimmy lebt inzwischen nur mehr mit seiner Mama zusammen. Vielleicht ist Jimmy deswegen traurig, überlegt Alex und er erzählt Jimmy am nächsten Tag, was er von seiner Mama gelernt hat: „Jede Familie ist anders, und das ist die normalste Sache von der Welt.“

Das Buch wird mit Hinweisen für Eltern Erzieher und Vorleser – kurz: die Erwachsenen - abgeschlossen. Das empfohlene Alter liegt zwischen 4 und 6 Jahren, wobei die behandelten Themen „Normalität“ und „Dazupassen“ auch noch für etwas ältere Kinder interessant sein können.

**Belinda Nowell (Text) und Misa Alexander (Illustrationen):**

**Wer hat schon eine normale Familie?**

**Aus dem Englischen von Christel Rech-Simon**

**38 Seiten, Carl-Auer Verlag, Heidelberg 2017**

**ISBN: 978-3-8497-0203-8**

# Mitarbeiterinnen



**JASMIN AHMADI**

Mein Name ist Jasmin Ahmadi. Ich bin seit September 2018 als Klinische- und Gesundheitspsychologin im FIPS-Team beschäftigt.

Schon während meines Psychologiestudiums an der Karl-Franzens-Universität Graz konnte ich unter anderem Erfahrungen im Kinder- und Jugendhilfebereich sammeln und arbeitete als Sozial- und Lernbetreuerin beim Pflegeelternverein Steiermark. Im Rahmen meiner Diplomarbeit hatte ich die Möglichkeit im Bereich der Klinischen Neuropsychologie (Abteilung für Neurologie, LKH Graz Süd-West) mitzuarbeiten und zu forschen. Danach absolvierte ich die Ausbildung zur Klinischen- und Gesundheitspsychologin und war erst als Koordinatorin im Projekt Sozial- und Lernbetreuung und später bis zu meiner Elternkarenz als Teamleitung im Fachbereich der Sozialräumlichen Familienarbeit (Sozialraum 4, Graz) tätig. Ich bin 39 Jahre alt, verheiratet und Mutter.

Ich freue mich schon auf neue Herausforderungen und die Zusammenarbeit mit den Pflegefamilien, BehördenmitarbeiterInnen und KollegInnen.



**REGINA EDELSBRUNNER**

Mein Name ist Regina Edelsbrunner. Ich bin 32 Jahre alt und Mutter von zwei Buben (6 und 2 Jahre). Seit Oktober 2018 bin ich Mitarbeiterin im Team Pflegefamilie Plus.

Während meines Studiums für Sozialpädagogik an der Karl-Franzens-Universität in Graz war ich über 3 Jahre lang in der stationären Kinder- und Jugendhilfe tätig. Ich habe mit den Kindern und Jugendlichen gemeinsam an der Verbesserung ihrer Lebenssituation gearbeitet und sie bei der Entdeckung ihrer eigenen Stärken und Kräfte unterstützt.

Die Schwerpunkte meiner pädagogischen Arbeitserfahrung liegen neben der unterstützenden und wertschätzenden Begleitung und Betreuung von Kindern und Jugendlichen in der Vermittlung von Eigenverantwortung und sozialen Kompetenzen und in der Hilfe und Unterstützung bei der Bewältigung von Alltagsproblemen.

Ich bin ein offener Mensch, der Freude am persönlichen Umgang mit Menschen hat, deshalb freue ich mich sehr auf die neue Herausforderung und auf die Zusammenarbeit mit den Pflegefamilien und meinen KollegInnen.



**SILVIA RANNEGGER**

Mein Name ist Silvia Rannegger, ich bin 33 Jahre alt, Sozialpädagogin, Traumapädagogin sowie traumazentrierte Fachberaterin und bin seit August 2018 bei a:pfl in den Teams FIPS und Pflegefamilie Plus beschäftigt.

Nach dem Masterstudium Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt „Inklusive Pädagogik“ zog es mich für einige Monate nach Peru um dort bei einem Volunteer-Projekt mitzuarbeiten. In den Jahren danach sammelte ich viel Erfahrung in der mobilen sozialpädagogischen Kinder- und Jugendhilfe. Meine letzte Anstellung ermöglichte mir einen umfassenden Einblick in das Thema Wirkungsmessung in der Kinder- und Jugendhilfe.

Ich freue mich sehr auf die neue Herausforderung und wünsche uns allen eine gute Zusammenarbeit!

## Familienpädagogische Langzeitunterbringung (FP-LU)

Nach langen Bemühungen von Seiten der Fachabteilung 11 (Sozialwesen) und der a:pfl alternative:pflegefamilie gmbh ist es mit Dezember 2018 gelungen, die familienpädagogische Langzeitunterbringung als weiteres Pflegeplatzangebot zu verankern. Dieses Unterbringungsangebot, das bisher nur im Rahmen einer Sondergenehmigung möglich war, bietet für Kinder und Jugendliche mit besonderem Betreuungsbedarf ein familienpädagogisches Setting. Wir freuen uns sehr, dass Kindern und Jugendlichen u.a. mit Behinderungen, schweren Traumatisierungen oder einem herausfordernden Herkunftssystem von nun an eine anerkannte, langfristige Unterbringung in einer familienpädagogischen Pflegefamilie ermöglicht wird. Familienpädagogische Pflegefamilien werden im Rahmen einer Weiterbildung geschult und sind in ein engmaschiges Betreuungskonzept eingebunden.

## a:pfl Zweigstelle in Leibnitz

Am 3. Oktober 2018 wurde die a:pfl Zweigstelle in Leibnitz (Retzhoferstraße 16) feierlich eröffnet. Viele Pflegefamilien, Kooperationspartner und Interessierte waren gekommen und folgten den Eröffnungsreden, die von Pflegefamilie Bedrac musikalisch gerahmt wurden. Es gab Gelegenheit, das Haus zu besichtigen, das von nun an für Seminar-Veranstaltungen, Besprechungen, als Räumlichkeit für Besuchskontakte und als Büro genutzt wird. Außerdem befindet sich im Haus eine Wohnmöglichkeit für Familien in Notsituationen.



## TERMINE

### MAIWIRBEL 2019 SCHON JETZT VORMERKEN:

Freitag, 17.05.2019 von 14:30 bis 18:30  
am Hilmteich

### TERMINE FEBRUAR – APRIL 2019

**Armin Fischwenger:**

Qigong für Pflegeeltern (8 UE)  
02.02.2019 (Graz) | 16.03.2019 (Bruck/Mur)

**Michaela Holzer:**

Von Wert und Bewertung, Vertrauen und anderen  
„SELBST-„Geschichten (4 UE)  
05.02.2019 (Leibnitz) | 27.03.2019 (Mooskirchen)

**Christina Rothdeutsch-Granzer:**

Ich träume mir die Welt so wie sie mir gefällt.  
Dissoziatives Verhalten anders gedacht (8 UE)  
26.02.2019 (Graz) | 27.02.2019 (Leibnitz) |  
28.02.2019 (Bruck/Mur)

**Barbara Apschner:**

Gefühlschaos Pubertät (4 UE)  
26.02.2019 (Nitscha) | 02.04.2019 (Leibnitz) |  
26.04.2019 (Liesen)

**Christoph Kuss:**

Pflegeltern bauen Beziehungen auf (4 UE)  
07.03.2019 (Teil 4)

**Sigrid Pichler:**

Was meine Wut mir sagen will (8 UE)  
13.03.2019 (Leibnitz) | 03.04.2019 (Graz)

**Barbara Schwab-Berger und Elke Schuster:**

Die Chance der Übertragung (4 UE)  
18.03.2019 (Nitscha)

**Ingrid Ulrich:**

Eltern sein für Kinder mit unterschiedlichen  
Bindungsmustern (8 UE)  
23.03.2019 (Graz) | 27.04.2019 (Bruck/Mur)

**Gundula Ebensperger-Schmidt:**

Was schüchternen Kindern weiter hilft (4 UE)  
08.04.2019 (Nitscha)

**Wolfgang Schöngruber:**

Risikoverhalten bei Pflegekindern (8 UE)  
27.04.2019 (Graz)